Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 12 (1908)

Artikel: Die Brokat-Stadt [Fortsetzung]
Autor: Hardung, Victor
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573162

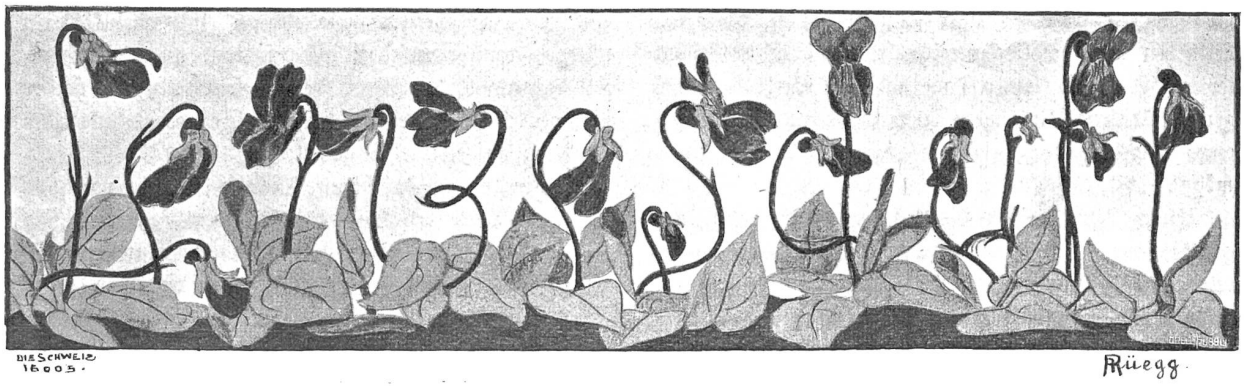
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



„Lenzesduft". Kopfleiste von Robert Rüegg, Zürich-München.

Die Brokat-Stadt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Victor Hardung.

XI.

Lenchen war begraben worden, und über dem Sarge hatte auch Rikarde geweint. Die Mutter hatte das Brot von Wessembergs, und für Lenchen hatte Rikarde sorgen wollen, daß es nach seinen Gaben erzogen werde. Möllenhof war dem Totengräber mit etlichen Batzen nahe gekommen, daß er ihm erlaube, heimlich das Grab des Mädchens zu schaufeln. Und so war er in die Nacht gegangen und hatte die Erde ausgehoben, indes weiße Wolken in den Lüften schwammen und die Male über den Hügeln in bleichem Lichte schimmerten.

Auf dem heimischen Hofe war die Sage gegangen, daß in einer Wiese in Kriegszeiten vom flüchtenden Feind eine Kasse vergraben worden sei. Es war auch eine Nacht im Spätherbste gewesen, daß Möllenhof heimlich gegangen war und an einer Stelle, wo der Boden sich sanft erhob und das Gras dünn stand, tief gegraben hatte. Darüber war ihm eine warme Quelle entgegengesickert, und etliche Tropfen, die sein Gesicht netzten, hatten ihm gekündet, daß sie salzig war. Und die Bauern der Umgegend hatten fortan ein Heilwasser gehabt, das ihnen die Nachwehen in Wind und Wetter verbrachter Tage kräftig austrieb.

So duftete die Jugend herüber, da er Lenchen das Grab bereitete. Und dabei empfand er die Nähe des geliebten Kindes als die einer Lebendigen. Seine erste Träne kam ihm, als er seine Arbeit vollendet hatte, der Morgenstern aus den Wolken trat, über ihm Licht ward und im jungen Winde das Gras zitterte — — —

Ulrich hatte den Freund bewegen können, ihn zu einem Besuche der Universitätsstadt zu begleiten, wo er sich, arm und von Schmerzen geplagt, voreinst gemüht hatte. Seine alte Wirtin war gestorben und hatte ihm, wie der Sohn schrieb, aus ihrer Hinterlassenschaft einen altertümlichen Silberbecher zugewandt, weil er ihr Vertrauen nicht getäuscht und sie, nachdem er sich durchgearbeitet, getreulich bezahlt hatte. Möllenhof vermochte sich für den Sonntag frei zu machen: am Nachmittage sollte ein Stück wiederholt werden, das sie schon des öftern gespielt, und für den Abend war eine Operette vorgesehen. So konnten sie in dem Athen des Freistaates, wie es genannt ward, Ulrichs alten Wegen nachgehen.

„Es ist nicht mehr die Stadt, die ich gekannt habe!" bedauerte der. „Das Land war ihr früher immer nahe, und beim ersten Schritte die Hügel hinan war man dem Getriebe entrückt und atmete den Duft der Wiesen. Mich dünkt oft, daß nicht Bedürfnis, sondern Spekulantentum die Großstädte macht und daß nur zu oft rein parasitären Elementen Werte geopfert werden, die sich nie wieder einbringen lassen . . ."

Die Freunde waren der Hauptstraße nachgegangen, die zum See führte, einer breiten Passage mit Fassaden, wie sie in solchen Lagen jede größere Stadt zeigt. Ein einziges, langgestrecktes, niedriges Haus mit einem gepflasterten Vorplatze war noch aus älterer Zeit geblieben, und in seiner Schlichtheit wirkte es vor all den Steinhaufen einzig vornehm.

„Ist das nicht Fräulein Wessemberg?" forschte Möllenhof und deutete hinüber, wo langsam ein Mädchen schritt und das alte Haus betrachtete.

Rikarde — sie war es — hatte den Blick der Freunde gefühlt und wandte sich ihnen zu. Als sie Ulrich gewahrte, wich eine Wolke der Trauer aus ihrem Gesichte, und ihr Auge war eine weiche liebkosende Flamme.

„Ich habe die alte de Vries in eine Anstalt gebracht," erzählte sie. „Seit Lenchens Tod hat sie Stunden, da sie rast und tobt; doch der Arzt hält das für ein gutes Zeichen. Schon lange sei die Frau aus ihren Grenzen gerückt gewesen. Der schlimme Einfluß des von seinen blutrünstigen Vorstellungen selber überreizten

Evangelisten hätte sie über kurz oder lang einer unheilbaren Melancholie zutreiben müssen. Die Erschütterung jedoch der letzten Tage habe die Seele so herumgerissen, daß sie sich, wenn auch wund und zerschlagen, eines Tages wieder an ihrem rechten Orte wiederfinden möge ..."

Ulrich kannte einen Gasthof, wo man wohl aufgehoben war. Er wußte um Rikardens Vorliebe für alles, was heimischen Ursprunges war, und so schilderte er die Güte des dort geschenkten Landweins so beredt, daß sie scherzte, ob der Morgen schon die Herren beim Schöpplein gefunden. An einem runden Tische gasteten sie und stießen miteinander an, und Möllenhof sah, wie die Augen Rikardens immer wieder von Zärtlichkeit tauten, wann sie Ulrichs Blicke fanden.

Rikarde berichtete, daß sie in der Anstalt eine Gefährtin aus der Kinderzeit getroffen, die Tochter eines Pfarrers. Als Schülerin schon habe sie in allen Geschehnissen Unrat gewittert, einer Genossin von fünfzehn Jahren, die sich einer Jugendliebe schuldig gemacht, so zugesetzt, daß die sich auf dem Dachboden des väterlichen Hauses aufgehängt habe, und einen jungen Amtshelfer ihres Vaters durch die Beschuldigung, er habe ihr gröblich nachgestellt, um Stellung und Würden gebracht. Dann aber hatte sie begonnen, derart von eigenen geheimnisvollen Liebschaften zu erzählen, daß man sie als gestört erkannte und versorgen mußte. Wie als Schulmädchen trage sie noch das blauschwarze Haar, in der Mitte gescheitelt, straff über die Ohren gekämmt, die dennoch überviel zu vernehmen vermocht hatten. Und diese jugendliche Haartracht lasse die Verwüstung des Gesichtes um so trostloser erscheinen. Ihre Beschäftigung sei es, in etlichen zerlesenen Kalendern die Mannesnamen zu studieren und zu jedem eine Geschichte von einer Liebschaft mit ihr zu wissen, die sie dann ihrem Kreise künde. All ihre versteckte Lüsternheit komme so zutage. Eine solche eigengewollte Entblößung heimlichen Unrates denke sie sich, so erklärte Rikarde, als den höllischen Zustand, in dem verworfene, reuelose Wesen fortleben. Wer Menschen kennen zu lernen trachte, der möge sich eine Zeit lang in einer Irrenanstalt aufhalten. Verwüstung des Nächsten am Nächsten, Elend durch fremde, Verdorbenheit durch eigene Schuld — als eine fressende Wunde liege das alles bloß vor kundigen Augen.

Möllenhof war ein Theaterzettel an einem Garderobehaken aufgefallen, der von dem Auftreten eines David Gröber, eines Schauspielers, Dichters, Sängers und Musikers in einer Person kündete. „Ich bin einmal einem derartig merkwürdig ausgerüsteten Genossen begegnet," erinnerte er sich. „Damals war er in einem Theaterverbande, nannte sich auch anders. Es gab dann eine jener Geschichten, wie sie bei uns vorzukommen pflegen, wenn eines dem andern traut und eine Hochzeit daraus wird. Wenn der es sein sollte, so hat er jetzt den rechten Weg zum Erfolg gefunden, indem er sich ganz auf sich selbst gestellt hat."

„Wir können ihn hören," schlug Rikarde vor.

Ulrich hatte den Namen des Theaters gelesen. „Ich glaube, das Unternehmen ist anrüchig," meinte er. „Es führt gewerbsmäßig die gröbsten Zoten ein ..."

„Geschieht das öffentlich, so mögen sich die schämen, welche die Verantwortung dafür tragen, die derartigen Unternehmungen zuschauen und sie im Namen der Freiheit nach Belieben hausen lassen! Ich schäme mich nicht! Im Gegenteil: jetzt will ich mit eigenen Augen schauen!" entrüstete sich Rikarde.

„Frechheit ist immer frei!" erklärte Möllenhof traurig. „In unsern Großstädten und zumal dort, wo eine Zensur besteht, finden Sie überall solche der Fröhlichkeit, wie es heißt, gewidmete Unternehmen, die ungestört Abend für Abend die gröbste, niedrigste und reizloseste Zote auftischen, während sich die Furcht desselben Zensors vor jedem Dichter in den lächerlichsten und albernsten Kapriolen gefällt. Es gibt auch genug Schauspieler, die sich gerade dort zuhause fühlen und nach der Lust ihres Herzens geben können — Männer, die sich für das Gewieher des Haufens über eine gemeine Pointe bis zum Boden bücken, Weiber, die darauf aus sind, durch einen kankanösen Tanz ihr Publikum alle die Defekte ihrer Stimme und ihres Spiels vergessen zu machen. Und dennoch, in ihrer Art sind diese Theater mit ihren Unternehmern, Schauspielern und Schmieranten weit aufrichtiger und wahrer als manch andere, die sich allen Ernstes Kunstinstitut nennen. Sie beschönigen nicht, geben sich als das, was sie sind, und es ist immer weniger verderblich, wenn das Gemeine sich gemein gibt, als wenn es in Brokat geht ..."

Sie hatten eine Loge genommen und ließen den Vortrag eines robusten Schauspielers, der seine mastigen Zoten mit starrer Miene verkündete, und eines dicken Weibes, das von erlogener Naivität und süßlicher Sentimentalität gellte, über sich ergehen. Aus dem Parterre stieg ein bläulicher Duft auf, und in dem so durchwitterten Lichte lagen die Köpfe der Nebensitzenden blaß, ins Groteske verzerrt, wie abgeschnitten auf den blutfarbenen Logenwänden. Ein Stück, welches das Eheversprechen eines jüdischen Paares glossierte, jedes Gefühl höhnisch verkehrte, alle seelische Regung grimassierte und zur Zote verwies und die völlige Verödung dann mit einem frechen Tanze, einer widerlichen Verdeutlichung greisenhafter Begierden feierte, ward so wohl aufgenommen, daß der Tanz wiederholt werden mußte. Und dann kündete eine Trompete das Auftreten des Gastes. Im Flausrock und

Spitzhute erschien ein Schauspieler mit einem leidenschaftzerrissenen Gesichte an der Rampe. „So könnte mein Mann auch ausschauen!" meinte Möllenhof. Der Gast begann zu erzählen, was er alles bringen werde. Das Publikum möge sich wundern. Hier im Freistaate, wo es keine Zensur gebe, fühle er sich zum ersten Male so recht von Herzen frei. Da werde er sagen, was ihm und seinen Hörern gefalle. Und er begann damit, in einigen Versen das Publikum als eine Bestie anzusprechen, die er aber so kirre gemacht habe, daß sie ihm aus der Hand fresse. Und eine heiße Flut überströmte dann die Hörer und riß sie in einen wilden Wirbel hinein. Der echte, besessene Wanderkomödiant stand vor ihnen: in einem Atem frech, hohnvoll und wieder sentimental, eitel und doch wieder von einer dämonischen Lust zur Selbstätzung getrieben, voll Verlangen nach den Schauern der Kunst und doch wieder voll Spott über jedes starke Gefühl, voller Wut über den Haufen, der sich zu Possen drängt, und doch voller Gier, ihm zu gefallen, alles entblößend, voll von Wunden und Schwären, ein Lästerer alles Heiligen und doch von Sehnsucht blutig gepeitscht, einen Menschen zu wissen, der in ihm die Menschenwürde zu achten vermöchte.

Schweigen zitterte über seinen Hörern. Und dann raste ihm ein Beifall zu, wie ihn dieses der Zote geweihte Theater nicht kannte — ein Beifall, der aus verschütteten Quellen empordrängte.

„Derart denke ich mir die ersten Schauspieler," sann Möllenhof, „wie sie Kanzel, Hochschule und Schreibstube ließen und, von Dämonen besessen, hingingen, sich vor der Menge entblößten, geißelten und zerfleischten und wieder stolz aufrichteten. So sollten wir sein, von allem Menschlichen gepeinigt und doch Künder des Göttlichen!"

Der Gast war wieder vorgetreten. Zum Danke für die gute Aufnahme werde er noch ein Hochzeitslied des Pan singen. „Rotes Licht, Herr Theatermeister!" rief er in die Kulisse, betrachtete den Waldprospekt und die Laubsoffiten der bescheiden ausgestatteten Bühne, nickte und winkte dem Klavierspieler. Und dann gab er einige Töne auf einer Syrinx und begann in seinem Flausrock zu singen und zu tanzen. Und alle Umgebung war versunken: im Walde tanzte der Pan, der lüstern eine Hochzeit belauscht, die Quellen gingen, die Vögel flogen, der Wind lag im Laub und sank, würzigen Duftes voll, ins weiche Moos.

Die Hörer hatten es nicht mehr ertragen, nach dieser Entrückung in ein Reich fröhlicher Schönheit einen der ständigen Zotenreißer anzuhören — der Mann mußte schauen, wie sie bei seinem Auftreten das Theater verließen. „Das ist die Macht des Wortes!" freute sich Möllenhof. „Ein Dutzend, die es besitzen — und ich will mit ihnen auf einer Waldwiese stehen und wir wollen Himmel und Erde spielen und wirken, wie kein Theater unserer Tage!"

Rikarde war traurig. Ueber dem Gaste hatte sie nicht vergessen können, was als tägliche Kost von dieser Bühne geboten werden mußte. „Wir sind störrisch," so bedauerte sie auf der Heimfahrt, „wenn es gilt, unsere staatlichen Glieder durch die Einverleibung von Fremden, die unsere Art wirklich lieben, zu weiten. Stellung und Vermögen fordern wir, während wir gar nicht daran denken, etwa eine bescheidene Kenntnis unseres politischen Lebens, unserer Verfassung vorauszusetzen. Tausende leben in unserem Lande, die für unsere Volkswirtschaft genau das bedeuten, was eine gleiche Zahl von Staatsangehörigen, die aber gezwungen werden, kein Interesse an der politischen Ausgestaltung unseres Landes zu nehmen — man verdenkt es ihnen vielmehr, wenn sie es, wie es doch natürlich sein sollte, haben. Das gesellschaftliche und geistige Leben läßt sich indes bei der starken Zuflut nicht mehr nach Nationalitäten scheiden, zumal, wenn solche eine gemeinsame Sprache verbindet. Und unter diesem Zustand leidet unser Volkstum. Es muß von Tag zu Tag einbüßen, weil es das Fremde, durch das es sich zu stärken vermöchte, nicht aufsaugt, sondern als solches aufrecht zu erhalten bestrebt ist. So merzt die ausländische so manche inländische Sitte aus, bei uns, die wir dieses Ausländische ungehemmt hereinlassen und es dann nicht zu überwinden vermögen. Und was bringt alles herein, um unser Land zu einer kosmopolitischen Herberge zu machen! Alles, alles lassen wir hereinströmen, und wenn es, wie wir gesehen, der ärgste Schmutz ist! In der geistigen, der moralischen Welt geht so wenig verloren wie in der materiellen — im Gegenteile: sie ist die wahre, die wirkliche Welt. Man rühmt uns starken Familiensinn nach; der aber kann nicht unangefressen bleiben, wenn wir nicht solchen Unternehmungen wehren, die offensichtlich auf Verseuchung ausgehen. Ein Künstler mag auch einmal den Schmutz umkehren; aber die Zote um der Zote willen — nein! Unsern merkantilistischen Neigungen tut als Gegengewicht gewiß nicht eine Verflachung und Versumpfung unseres Vergnügens not, damit wir das Leben nicht völlig an der Oberfläche verleben und vergessen, daß die höchsten Werte die unmeßbaren, unwägbaren sind. Und es ist an der Zeit, daß wir uns dessen erinnern. Denn leider sind auch schon unsere Bauern von solchen Neigungen versehrt, wie sie den Boden bauen, nicht um zunächst für die eigene Wirtschaft Naturalien zu schaffen, sondern um soviel als möglich verkaufen zu können und für die eigene Lebenshaltung dann oft genug schlechte und deshalb immer zu teure Surrogate einzutauschen. Und doch ist der heimatliche Boden uns gerade durch

das, was er hervorbringt, von der Natur zugeteilt. Erde und Mensch sind einander innig verwandt, und eine Gesellschaft, die solcher Verwandtschaft vergißt, beraubt sich um ihr Bestes. Das ist die Blutschuld des neunzehnten Jahrhunderts gewesen, daß es die Menschen überall zu einem Raubbau an sich selber gehetzt hat. Und die wir als Gesamtnation fortschrittlich zu sein lieben, sind uns auch da treu geblieben. Nicht zurückgehen sollen wir, sondern auf einem anderen, besseren Wege vorwärts!"

„Die Flut, die so vieles hereinträgt," beruhigte Ulrich, „strömt doch nicht nur Verwerfliches zu! Gerade in der Stadt, die wir heute besucht, ist sozusagen die Luft von Ideen erfüllt. Auf dem Kontinente mag es keine zweite geben, wo sich in der Sphäre der Freiheit so ungemein vieles mannigfaltig und wechselnd kundgibt. Narren und Weise stehen nacheinander auf derselben Rednerbühne und suchen ein Echo. Und aus einer solchen Sphäre müssen lebenspendende Ströme ausgehen — das ist Ordnung und Gesetz!"

Die heimische Stadt schimmerte auf. Im Tale florte ein leichter Nebel die Laternen, während über den Höhen die Sterne still und klar leuchteten. Rikarde war weiter gefahren, dem See zu, um den Abend im Landhause, wo die Familie den Sonntag zuzubringen liebte, zu verleben. Ihre Augen hatten Ulrich geladen mitzukommen. Aber ein Trotz, der doch nur Trauer und Schuldgefühl war, zwang ihn, zu widerstreben, ihr, der Freundin, die so oft sein Trost gewesen, wenn er seine Einsamkeit unter all den lärmenden, geschäftseifrigen Menschen gespürt, die nichts von seinen Reichtümern wußten noch verstanden. Er stieg aus, und ihr weißes Gesicht leuchtete ihm nach, während welke Blätter auf seinen Weg fielen.

(Fortsetzung folgt).

Hans Waldmann

Nachdruck verboten.

Vorspiel zu einem historischen Drama von Adolf Vögtlin, Zürich.

Anhöhe, links Wald, kleiner Sturzbach; Mitte und rechts Wiese; im Hintergrund Dorf mit Kirche am Zürichsee. Landvolk in drei Gruppen. Junges Bauernvolk, Jünglinge und Jungfrauen braten einen Hirsch (Hirschgeweih sichtbar) am Waldrand; mehr nach vorne wird ein Faß Wein unmittelbar vor einen Grenzstein gerollt und angezapft. Indessen spielen Fiedler und Pfeifer zum Tanz auf. Aelteres Bauernvolk kommt im Verlauf der Szene herbei; alles umfaßt sich, Jauchzer steigen, Röcke fliegen. Dirnen kredenzen, nachdem der Tanz aufgehört hat.

Erster Auftritt.

Rellstab (kommt mit seiner Tochter und deren Bräutigam nach vorn und redet die übrigen an; während er spricht, werden die Verlobten von Jungfrauenhand bekränzt, der Bräutigam [helles Haar] mit dunkeln Blumen, die Braut [dunkles Haar] mit weißen Blüten):

Recht! Gebt dem Tag die Lust, die ihm gebührt!
Da er so spendrisch meinen Wunsch erfüllt
Und neue Reiser auf den alten Stamm
Der Meilener Rellstab pflanzt, wär' es ein Schimpf
Auf unsrer Väter hergebrachte Sitten,
Wenn wir ihn hungern ließen oder dürsten!
Besprengt ihn, Freunde!

Alle (bechernd und mit dem Brautpaar anstoßend):
Hoch, er lebe hoch!

Rellstab: Nur eines schmerzt mich: daß ich euch, ihr Männer
Und Frau'n von Küsnach und von Erlenbach,
Zu dieser Schenke, nicht zu uns nach Meilen
Einladen durfte an den heim'schen Herd;
Denn wißt: das Schenkenspenden ist verboten
Sowie auch Tanz und Spiel in lustiger Herberg!

Werder von Küsnach:
Ist's möglich, Schwäher? Und doch gab der Baur
Von Mugern drüben überm See noch jüngst
Dem Schwiegersohn solch eine Polterschenke,
Daß 's ganze Dorf darauf drei Tage lang
Freiwillig fastete . . .

Rellstab: Auch ward er drum
Gebüßt bei hundert Pfund.

Erster Bauer (mit Stelzbein): Soviel wär', traun,
Der Werder Hans von Küsnach auch noch wert
Gewesen, Rellstab; denn meßt Ihr's mit Löffeln,
Mißt Euer Eidam es mit Scheffeln! (herumschauend) Nicht?

Mehrere: Beim Eid! Es hätte sich verlohnt!

Rellstab (Werder die Hand drückend): Noch mehr!
Doch das ist auch nicht alles, Freunde, hört!

Rellstab: Verboten ward dem Seevolk, zueinander
Zu ziehn zu Gastlichkeiten und dadurch
Von Dorf zu Dorf den Frieden und die Freundschaft
Warm zu erhalten. (Sie murren). Seht, das sind so Kniffe
Der hohen Obrigkeit des Standes Zürich:
Sie fürchtet unsre Macht und will es hindern,
Daß sich die Landschaft, und vorab das Seevolk,
Das „ungebärdige", zusammenschließe —
Doch jeden Kniff umgeht ein Schlich!

Anna Rellstab: Ei ja!
Jetzt fass' ich's erst, warum Ihr uns zum Grenzstein
Durchaus einladen wolltet, wo die Banne
Der drei Gemeinden sich zusammenzwickeln!

Rellstab: Ei, Aennchen Schlauheit! Hast du's schon heraus?
(an alle) Wohl, 's ist April-Anfang: da will's der Brauch,
Daß auch der kleine Gauch einmal den großen
Zum Narren halte, sorgt das schwere Jahr
Ja doch dafür, daß dieser Gnaden-Ausgleich
Den Kleinen nicht zum Uebermute kitzle!
So lud ich euch zum Grenzstein ein, wo Küsnach,
Wo Erlenbach und Meilen sich die Hände
Zum Gruße reichen mögen, ohne daß
Der eine sündhaft auf des Nachbarbannes
Verbotenen Boden trete! (Gelächter).
Selbst der Wein
Entquillt, so, wie das Faß nun steht, dem Boden
Der drei Gemeinden.

Erster: Hört, das habt Ihr gut
Gemacht! Ein Gastwirt käm' an Euch zu Schanden:
Drei Weine zapft Ihr aus dem einen Faß!

Zweiter: He, gebt uns einen Stauff vom Erlenbacher!

Dritter: Hier einen Meil'ner!

Vierter: Einen aus der „Schipf"!
(Die Stauffträger treten vor dem Fasse an).

Rellstab: Und nun, wem bringen wir die erste Runde?

Erster: Dem Hans von Küsnach!

Zweiter: Und der Anna Rellstab!

Werder: Mit nichten! Wir verzichten! Taufet erst
Den Witz des Schwähers! Denn er ist ja ganz
Fürnehmer Art: dieweil der Zürcher Witz
Durch scharfe Säure löst und trennt, verbindet
Der seine uns zu süßer Kurzweil hier!

Rellstab: Halt! Eben seh' ich, daß der Segen fehlt!
Ich lud auch den Komtur von Küsnach ein,
Und ihm kommt's zu, daß der Verlobung er
Die Weihe gebe. Tut euch selber denn
Einstweilen gütlich: laßt die Freundschaft leben
Und trinkt auf alle, die euch herzlich angehn!